Die Blangsche.

Eine Manövergeschichte von E. Hartmann.

Der Herbst war im Anzuge, und die Truppen der kleinen schlesischen Festung G. waren bis auf ein zurückgebliebenes Wachkommando zum Manöver ausgerückt.

Im Städtchen herrschte eine unheimliche Stille, und selbst in der „polnischen Stunde", dem altehrwürdigen Abendschoppen der Honoratioren, fehlte das heitere Element des zweierlei Tuches, das nur durch den Major von Glaser von der Fußbombe vertreten war. Aber auch sein Platz solle bald leer bleiben, denn er war zur Theilnahme an den Manövern zum Stabe der Infanteriebrigade des Generals von Schallhoff kommandirt worden. Er machte zum ersten Male ein Feldmanöver mit und mußte beim Verlassen der polnischen Stunde das Versprechen geben, nach seiner Rückkehr über das im Manöver Erlebte zu berichten.

Wie alles in der Welt, so war auch dieser Krieg im Frieden zu Ende gegangen, und als Major von Glaser wieder zum Abendschoppen erschien, wurde er mit lautem Hurra begrüßt, war er doch als liebenswürdiger Erzähler bekannt, der den Schalk nicht verleugnen konnte.

Nun hieß es, nachdem eine Hochfluth ärgster Kalauer sich verlaufen hatte: „Erzählen! Erzählen!" Der Major, an den diese Aufforderung gerichtet war, zündete sich, listig verschmitzt lächelnd, eine Zigarre an, trank noch einen tüchtigen Schluck und begann darauf seine Erzählung, für deren größten Theil er die volle Wahrheit verbürgen zu können behauptete. —

Es war ein überheißer Manövertag gewesen, an dem mein General von Schallhoff zu führen hatte. Er war gut abgeschnitten, wie es militärisch heißt, und daher in rosigster Laune. An diesem Tage war Quartierwechsel vorgesehen, und der Brigadestab kam auf das Rittergut Zimmersdorf, das als Manöverquartier nicht sonderlich beliebt war, da die Herrschaft gerade während des Manövers auf Reisen zu sein pflegte.

Am Nachmittag kamen wir also im Herrenhause an — Schloß hätte man nicht sagen können — und schon bei dem Betreten des alterthümlich mit Platten belegten Hausflurs merkte man, daß das Haus nicht dauernd bewohnt war und die fürsorgende Hand der Hausfrau fehlte. So kam uns denn der Inspektor mit freundlichem Gruß entgegen und wies einem jeden von uns sein Zimmer an.

In den Zimmern herrschte eine eigenartige Luft. Dumpfig, stockig, modrig — das wäre zu viel gesagt, übertrieben. Aber man merkte, daß man in diesem Hause von der hygienischen Wirkung der Luftzuführung durch fleißiges Fensteröffnen nur wenig Ahnung hatte. Auch im gemeinschaftlichen Speisezimmer war es nicht besser, und nach beendeter Mahlzeit setzte ich mich mit dem General auf eine Ruhebank unter einer mächtigen alten Linde.

Wir saßen erst kurze Zeit im Gespräch zusammen als der General mit lautem Schrei und schreckhaftem Gesicht neben mir aufsprang. Ein großer schwarzer Kater war über die Lehne der Bank ihm auf den Rücken gesprungen, während um den dicken Stamm der Linde ein krummbeiniger Teckel hervorkam, der den Kater gejagt hatte. Ich erfaßte den schwarzen Burschen beim Fell und warf ihn mit einem kräftigen Ruck über die niedrige Hofmauer.

„Dieser verfluchte Kater!" sagte der General, nachdem er sich von dem Schrecken etwas erholt hatte, und das gerade mir!"

„Wieso gerade Ihnen, Herr General?"

„Ja, sehen Sie, mein lieber Herr von Glaser. Ich kann so ziemlich alle Thiere gut leiden, aber Katzen — brrr! Meine Abneigung gegen diese Schleicher geht so weit, daß meine Verlobung seinerzeit beinahe wegen solcher Katze zurückgegangen wäre, die sich meine Braut hielt. Da gab es keine Wahl für sie, entweder die Katze oder mich."

„Worauf sie sich natürlich für Sie entschied," wandte ich besänftigend ein, indem ich so etwas wie: „Wahrhaftig, scheußliche Schleicher!" hinzufügte.

„Und nun muß sich dieses schwarze Vieh ausgerechnet meinen Buckel erwählen; der Ihre hätte sich doch ebenso gut geeignet!"

„Natürlich, natürlich," erwiderte ich mit einer respektvollen Verbeugung.

„Soll hier im Herrenhause zudem nicht recht geheuer sein Verwunschenes Schloß! Besitzer deshalb meist auf Reisen!"

Nun suchte ich dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, aber der schwarze Kater hatte dem General den Aufenthalt unter der Linde verleidet, und nach einem Rundgang um den dicht beim Hause gelegenen Weiher begab sich ein jeder auf sein Zimmer.

Mein Zimmer, ein förmlicher Reitstall an Größe, lag auf der linken Seite des Hausflurs, von dem aus ein kurzer Gang zu meiner Zimmerthür führte, die in der obern Füllung matte Glasscheiben enthielt, wodurch der Gang sein spärliches Licht erhielt. Rechter Hand dieses Ganges hatten die Brigadeschreiber ein kleines Stübchen inne.

In der dunkelsten Ecke meines Zimmers schrägab von der Thür stand ein gutes Bett mit allem modernen Zubehör, innerhalb des sonst recht altväterlichen Hausraths. Aber im Manöver ist das gute Bett die Hauptsache, alles andere Hekuba.

Nach dem Abendessen zog sich der General bald zurück, da er auf die gewohnte Whistpartie diesmal verzichtete. Auch wir übrigen vom Stabe folgten seinem Beispiel, denn der nächste grauende Morgen sollte uns schon wieder im Sattel finden. Ich schärfte meinem Burschen Wilhelm ein, mich rechtzeitig zu wecken, sonst würde ein heiliges . . . auf ihn niederfahren.

Darauf hatte ich mich zur Ruhe gelegt, auch meiner Gewohnheit gemäß die Zimmerthür weder abgeschlossen noch verriegelt. Das mittlere von den drei Stubenfenstern, die nach dem Garten hinausgingen, hatte ich offen gelassen, um gute Luft im Zimmer zu haben.

Ich mußte schon einige Zeit geschlafen haben, als ich plötzlich durch ein Geräusch in meinem Zimmer erwachte. Aufblickend gewahrte ich an der Fensterseite in der Nähe der Thür eine weiße Gestalt, vor der ein fahler Lichtschein wie von einer Laterne auf den Fußboden fiel. Ich hielt die Gestalt für meinen Burschen, der im Quartier die Drillichjacke zu tragen pflegte, und rief ihn an: „Wilhelm, sind Sie es? Ist es denn schon Zeit zum Aufstehen?"

Keine Antwort.

„Zum Teufel, können Sie den Mund nicht aufsperren?"

Wiederum lautlose Stille. Die Gestalt macht kehrt wendet sich zur Thür und verschwindet geräuschlos durch sie, ohne daß ich auch nur ihr Oeffnen und Schließen wahrgenommen hätte. Auch der Lichtschein entfernt sich den dunklen Gang entlang, was ich deutlich durch die Glasscheiben der Thür wahrnehmen konnte.

Nochmals rief ich den Namen des Burschen so laut, daß es in dem Reitstall ordentlich widerhallte. Alles still. Verwunschenes Schloß! hatte der General gesagt.

Vielleicht ein Gespenst? Papperlapapp! Es mochte sich ein Kamerad oder einer der Schreiber auf dem Gang verlaufen haben und in ein falsches Zimmer gerathen sein. Also einfach auf die andere Seite gelegt und weiter geschlafen den Schlaf des Gerechten.

„Es ist drei Uhr!" Mit diesen Worten weckte mich Wilhelm in aller Herrgottsfrühe.

„Gut, Wilhelm," sagte ich. „Waren Sie übrigens heute Nacht schon einmal hier im Zimmer?"

„Nein, Herr Major!"

„Unsinn! Sie müssen doch vor etwa zwei Stunden hier gewesen sein. Mit einer Laterne in der Hand! Wollten Sie die Sachen zum Putzen holen?"

„Nein, Herr Major! Ich war in der Nacht überhaupt nicht im Hause, sondern habe die Nacht drüben im Stall bei den Pferden geschlafen."

Ich schwieg. Bedenken stiegen mir indeß auf, als der Bursche das Zimmer verließ, dabei die Thür fast unhörbar öffnete und schloß. Gerade wie heute Nacht. Höchst sonderbar! Sollte mich der Kerl am Ende belogen haben? Aber ich kannte ihn zu gut als eine treue und biedere Haut und verwarf diesen Gedanken. Zu gern hätte ich aber gewußt, wer des Nachts in meinem Zimmer war.

Rasch kleidete ich mich an, begab mich ins Frühstückszimmer und bald saß der Stab nämlich General, Adjutant, Ordonnanzoffizier und ich, im Sattel. Der General war heute Schiedsrichter, wir seine Gehilfen, alle vier trugen die weiße Binde um den linken Oberarm.

„Wissen Sie schon die Geschichte von heute Nacht?" hörte ich den Ordonnanzoffizier zum Adjutanten sagen.

„Was für eine Geschichte?"

„Nun, die von dem Gespenst?"

Das Wort Gespenst machte mich, der ich mit dem General vor den beiden Sprechern ritt, stutzig und zugleich neugierig. Ich verhielt daher meinen Gaul, um mich ihnen zuzugesellen.

„Was sagen Sie da von Gespenst, Herr von Lehe?" fragte ich den Ordonnanzoffizier, worauf auch der General, sich umwendend: „Gespenst? Nanu!"

„Ach, es ist eine alberne Geschichte von meinem dämlichen Burschen," erzählte Herr von Lehe, „die ihm heute Nacht passirt sein soll. Er hatte sicherlich gestern Abend zuviel Kartoffeln in sich hineingestopft, was ihm wohl Alpdrücken verursacht hat. Er habe schlecht geschlafen und wenig Luft bekommen; so sei er ans Bodenfenster getreten, habe dies geöffnet und in die kühle, helle Mondnacht hinausgeschaut. Plötzlich habe er mitten im Weiher einen alten Mann mit weißem Kittel gesehen, der durch das Wasser dem Ufer zuschritt, schnurstracks auf unser Haus zuging und in der Hausthür verschwand. Darüber hätte der Bursche, der allein auf dem Boden schlief, Angst bekommen, sei nach dem Stalle zu den anderen Burschen gelaufen und hätte ihnen die Geschichte mit dem alten Mann erzählt. Die Kameraden hätten ihn aber nicht nur ausgelacht, sondern wegen Störung ihrer Nachtruhe noch dazu verprügelt. Er sei aber auf den Boden nicht mehr zurückgegangen, weil es ihm ohnehin in dem alten Bau nicht recht geheuer vorgekommen sei."

„Toll, die Geschichte," sagte der General; „haben Sie denn dem Manne nicht gehörig den Text gelesen?"

„Etwas Wahres kann an der Sache immerhin sein, denn mir ist heute Nacht auch eine mindestens eigenthümliche Geschichte passirt," nahm ich das Wort und erzählte nun von dem nächtlichen Besuch in meinem Zimmer.

„Na, na, Herr von Glaser," scherzte der General; „vielleicht auch zuviel Kartoffeln zu Abend gegessen?"

„Nun, ich werde schon dahinter kommen," sagte ich ruhig; „den morgigen Ruhetag werde ich für meine Nachforschungen benutzen."

Uebrigens hatte sich die nächtliche Spukgeschichte bereits im ganzen Hause herumgesprochen, und die Hausbewohner befanden sich ob des Ungewöhnlichen in einer gelinden Aufregung. Die Dienstleute waren zerstreut, vergaßen alle Augenblicke etwas, und sobald man die Aufmerksamkeit von ihnen abwandte, steckten sie die Köpfe zusammen und tuschelten über die abenteuerliche Erzählung des Burschen. Jedenfalls mußte die Sache aufgeklärt werden.

Als ich nun am Ruhetage kurz vor Tisch dem General im wohlgepflegten Garten begegnete, fragte er mich: „Haben Sie den schwarzen Kater von gestern gesehen?"

„Nein, Herr General! Darf ich mir die Frage erlauben: Weshalb?" Er sah sich etwas verlegen und wie scheu um.

„Wissen Sie, mein lieber Herr Major, ich bin gewiß nicht abergläubisch, aber ob nicht der schwarze Kater mit dem Spuk zusammenhängt?"

Ich sah ihn ganz betroffen und verblüfft an.

„Ja, ja, es ist mein voller Ernst. Denken Sie sich, der Kater ist seitdem verschwunden und trotz aller Nachforschungen nicht wieder zum Vorschein gekommen."

„Aber, Herr General", wandte ich ein, „ich werde den Kater allerdings etwas unsanft über die Mauer geworfen haben; er wird irgendwie verletzt sein und sich irgendwo verkrochen haben."

Indessen versprach ich dem General, weiter nachzuforschen und wandte mich deshalb an den Gutsinspektor. Auch dieser hatte alle Leute im Hause wie auf dem Hofe gefragt, ob einer von ihnen Nachts bei mir im Zimmer gewesen wäre. Aber von ihnen wollte es ebenso wenig einer gewesen sein wie von den Soldaten; er gab jedoch zu, daß irgend etwas nicht dabei in Ordnung sein müsse. Nun sollte mir der Inspektor bei meinen Nachforschungen helfen.

Er sollte allen Leuten bekannt machen, daß ich dem sofort fünf Mark auszahlen würde, der zugibt, gestern Nacht in meinem Zimmer gewesen zu sein. Zwar übernahm der Inspektor diesen Auftrag, meinte aber doch, daß sich bei einer solchen Belohnung mehr als einer melden würde.

Kurze Zeit darauf kam der Inspektor mit einem jungen Knecht in mein Zimmer und sagte: „Hier, dieser will es gewesen sein."

„Brav, mein Sohn", wandte ich mich an den jungen Menschen. „Sieh, hier sind fünf Mark" — und ich legte das große Silberstück auf den Tisch — „nun sage mir nur noch, wie du hereingekommen bist und welchen Weg du im Zimmer genommen hast."

Dumm glotzend sah mich der Junge an.

„Na, erzähle nur, wie es war und was du hier gemacht hast."

Keine Antwort war aus dem Burschen herauszubekommen, aber der Inspektor lachte ärgerlich und packte den Knecht an der Schulter: „Verdammtes Lügenmaul! Ich dachte mir es schon."

„Bitte, Herr Inspektor, lassen Sie nur den Schelm laufen", sagte ich. Ich habe ihn durch die versprochene Belohnung nur in Versuchung geführt. Es ist meine Schuld. Geh, mein Sohn", wandte ich mich dem Knechte zu. „Lügen haben kurze Beine. Schäme dich, daß du gelogen hast, und auch, daß du so dumm bist."

Der Mensch schob zur Thür hinaus. Ich ärgerte mich über den Tölpel, der auf die fünf Mark so lüstern war, da klopfte es abermals an die Zimmerthür. „Herein!"

Ein junger, hübscher Mensch trat halb verlegen, halb aufgeregt ins Zimmer. Ich hatte ihn schon im Garten gesehen, es war der Gärtner. „Herr Major", begann er stockend, „ich war gestern Nacht in Ihrem Zimmer."

„So? Sie auch? Na, Sie wollen wohl nur die ausgesetzte Belohnung", und dabei wies ich auf das noch auf dem Tische liegende Fünfmarkstück hin. „Aber erzählen Sie mal erst, was Sie gestern Nacht hier gemacht haben."

„Verzeihung, Herr Major", sagte nun der Gärtner bescheiden. „Ich bin durchaus nicht wegen der fünf Mark gekommen. Ich wollte den Herrn Major nur bitten, der Luise jetzt zu sagen, daß ich in des Herrn Majors Zimmer gewesen bin, um nach der Blangsche zu suchen, sonst glaubt sie es mir nicht."

„Wer ist Luise? Wer ist Blangsche?" fragte ich ihn und sah dabei gewiß nicht besonders geistreich aus.

„Verzeihen Herr Major, die Luise ist die Tochter des Inspektors, und die Blangsche ist der Luise ihre Katze, die seit gestern Nachmittag verschwunden ist."

„Und da suchten Sie die Katze bei mir? Das verstehe ich nicht."

„Ja, sehen Sie, Herr Major, ich wußte nicht, daß einer der Herren Offiziere in diesem sonst nicht bewohnten Zimmer einquartirt wäre. Als ich dann vorgestern spät etwa gegen Mitternacht im Garten nach der Katze suchte, sah ich hier das mittlere Fenster offen stehen und dachte, sie könnte sich vor dem Dackel, dem Hund, am Ende hier hinein gerettet haben. Im vorigen Jahre hatte sie ihre Jungen in diesem Zimmer, das meist leer steht. Sie kennt es ebenso genau wie den Zugang durch das Fenster."

„Mensch, was soll das alles heißen?" fuhr ich auf ihn los. „Ich verstehe kein Wort von der ganzen Geschichte. Wollen Sie mir erst mal sagen, was Sie hier im Zimmer thaten?"

„Aber sehr gern, Herr Major", sagte der Gärtner bescheiden, aber bestimmt. „Ich kam zur Thür herein mit einer kleinen, funselig brennenden Laterne in der Hand und ging hier rechts zum offenen Fenster und die Wand entlang, wobei ich leise rief: „Miez, Miez! Da auf einmal riefen der Herr Major mich mit „Wilhelm" an. Zuerst erschrak ich, denn ich hielt ja das Zimmer für unbewohnt, und dann dachte ich wieder daran, daß es gerade in diesem Zimmer nicht ganz geheuer sein sollte . . . hm, und da drückte ich mich sacht zur Thür hinaus. Der Herr Major hatten mich jedenfalls nicht erkannt, sondern für den Burschen Wilhelm, den Soldaten, gehalten."

Das stimmte alles und war wohl auch wahr; jedenfalls milderte sich meine Stimmung zu seinen Gunsten. „Was hat es denn nun aber für eine Bewandtniß mit der Blangsche und der Luise?"

„Sehen Sie, Herr Major, das kam so. Die Luise fand vor zwei Jahren eine junge, ganz schwarze Katze und zog sie mit der Flasche auf. Sie hatte sie sehr lieb — und ich kann nun einmal keine Katzen leiden. Deshalb zankten wir uns oft wegen der Katze. (Aha, dachte ich, ganz wie bei meinem General.) Das Thier war groß und ungewöhnlich schön, aber rabenschwarz."

„Und diese schwarze Katze hieß die Blanche?" fragte ich erstaunt.

„Ja. Als die Herrschaft damals auf ein paar Tage hier war, hatte sie das Fräulein die Blangsche getauft. Es sei dies ein Witz von ihr, hatte sie gesagt, weil die Katze kein einziges weißes Haar hätte. Wir verstanden zwar den Witz nicht, aber die Katze hieß nun einmal die Blangsche."

„So, so! Aber die Luise und die Katze, wie ist's damit?"

„Ich hetzte wohl manchmal den Dackel auf die Katze, und das nahm die Luise übel; das letzte Mal erklärte sie sogar, es sei aus zwischen uns, wenn ich der Katze keine Ruhe ließe. Nun muß der Dackel vorgestern Nachmittag die Katze wieder gejagt haben. Der Gärtnerbursche hat es gesehen, wie der Köter hinter ihr her war am großen Lindenbaum. Seitdem ist die Katze fort. Die Luise heult und meint, ich habe das Katzenthier umgebracht. Nein, so was! Was soll ich nun machen? Wenn sich die Katze nicht findet, so ist es aus zwischen uns beiden, und das geht doch auch nicht."

„Während der Nacht ging ich nun lange durch den Garten," fuhr er ganz betrübt fort, „und rief nach der Katze. Als ich hier das offene Fenster sah, dachte ich, sie hätte wieder einmal ihre alte Wochenstube aufgesucht. Die Hausthür ist jetzt nicht verschlossen, und so ging ich um den Teich herum, weil dies der nächste Weg zum Hause war."

„Und wie waren Sie bekleidet?" forschte ich weiter.

„Ich hatte meinen weißen Arbeitskittel an, da ich zuletzt im Treibhause gearbeitet hatte."

„Und da sah Sie der Bursche des Offiziers und hielt Sie für einen alten Mann?"

Der junge Gärtner lachte wider Willen. „Ach, das Gespenst von gestern Nacht? Ganz recht! Der Mondschein — vielleicht warf auch die Laterne noch einen hellen Lichtstreifen, der ihm spukhaft erschien. Glauben der Herr Major nun, daß ich hier im Zimmer war? An den fünf Mark ist mir nichts gelegen."

Als ich ihm bejahend freundlich zunickte, setzte er zögernd hinzu: „Und wollen der Herr Major der Luise selbst sagen, daß ich ihre Blangsche gesucht habe? Sonst glaubt sie es mir doch nicht."

„Natürlich," sagte ich lachend, „das will ich herzlich gern thun und dabei zugleich gestehen, daß, wenn einer der Katze ein Leid zugefügt hat, ich dies vielleicht selbst gewesen bin."

Nun war die Reihe an dem Gärtner, mich fragend und ungläubig anzusehen. Mit wenigen Worten erzählte ich ihm den Vorgang unter der Linde, und schwer fiel es mir auf's Herz, daß ich nicht gleich nach der Katze hatte suchen lassen.

„Also zur Luise," sagte ich. „Kommen Sie!"

Sie wurde aus der Küche geholt. Ich begriff nun, daß der arme Tropf von Gärtner sehr unglücklich bei dem Gedanken sein mußte, daß es aus sein könnte zwischen ihr und ihm, denn Luise war ein hübsches, dralles Mädel. Und nun gar wegen der Katze! Der Kummer um diese war zwar bei Luise noch recht groß, aber in ihren blauen Augen stand doch deutlich zu lesen, daß ihm vergeben werden würde, — wenn er noch eine Zeitlang darum bäte.

Ich entfernte mich nach wenigen aufklärenden Worten, um den jungen Leuten Zeit zur Aussprache zu lassen und auch nach der Katze dort zu suchen, wohin ich sie vermuthlich geworfen hatte.

Es war nichts zu finden. Auf einem kleinen Umwege wollte ich zu dem versöhnten Liebespaar zurückkehren. In Gedanken sah ich schon Luisens Thränen von Neuem wie Bächlein fließen, da hörte ich eilige Schritte hinter mir.

„Herr von Glaser!" — die Stimme des Generals. „Warten Sie doch nur. Der gräßliche Kater ist wieder da!"

Ich drehte mich um. Der General kam in einer gewissen Erregung auf mich los, die Idiosynkrasie gegen das schleichende Thiergeschlecht schien ihn wieder völlig ergriffen zu haben.

„Das scheußliche Vieh ist wieder hinter mir her, gerade als ob es meinen Widerwillen kennt."

„Was! Die Blangsche?" rief ich erfreut.

„Blangsche? Nein! Der Kater, der schwarze Kater von gestern."

„Nun ja, Herr General, das ist die Blangsche, nach der ich seit geraumer Zeit suche. Wo ist sie denn?"

„Dort, hinter mir! Das Thier folgt mir nun schon seit zehn Minuten auf den Fersen. Entsetzlich, scheußlich!"

Mit der Hand wies er nach rückwärts. Richtig. Da stand sie, die große, prächtige Katze, dicht hinter dem General. Ganz zutraulich hatte sie sich dicht an ihn gedrängt — und im Maule trug sie zwei kleine, ganz junge schwarze Kätzchen, die sie wahrscheinlich nach meinem Zimmer bringen wollte, dem ihr vom Vorjahre her bekannten Katzenkinderzimmer.

Bei Luise war der Jubel groß. Ihr Verlobter sah allerdings etwas nachdenklich und ängstlich auf diesen neuesten Katzenfamilienzuwachs, denn die biedere Blangsche schleppte nach und nach sechs junge Kätzchen ins Haus, alles lauter echte, kleine Blangschen, nicht ein einziges weißes Haar war an ihnen zu entdecken.

Die alte Blangsche hatte sich dem General, als dieser an ihrem Lager im Garten vorbei kam, wohl in der Ueberzeugung angeschlossen, nun vor dem Dackel sicher zu sein, den sie jetzt weniger gebrauchen konnte als sonst.

So war der General wider Willen ihr Wohlthäter geworden. Das Gespenst aber, der nächtliche Spuk, war in nichts zerronnen, und wenn ich von vornherein nicht daran geglaubt hatte, so wußte ich nun doch, wer in jener Nacht in meinem Zimmer gewesen war." — — —

„Bravo! Gut erzählt! Famoser Mensch, dieser Major!" so schwirrte es lachend durch die Runde der Zuhörer. Der Major aber trank ruhig den Rest seines Schoppens mit befriedigter Miene aus, griff nach Säbel und Mütze und mit einem „'n Abend, meine Herren!" verließ er die polnische Stunde.

Taucherkampf auf dem Meeresgrund.

In einer Schilderung seiner Erfahrungen als Taucher erzählt der amerikanische Tauchermeister Capitän N. P. Sorensen ein Abenteuer aus den Meerestiefen, das einen Einblick gewährt in die Gefahren, denen die Taucher bei der Ausübung ihres Berufes so oft entgegentreten müssen. Sorensen arbeitete damals im Dienste der Gelong Wrecking Company von Queens Cliff, Melbourne; bei Pt. Napier war der „George Ruber" gescheitert und untergegangen und der Taucher arbeitete in einer Tiefe von 18 Faden an dem Wrack. „Plötzlich spürte ich am Arm einen heftigen Druck. Ich zuckte zusammen, tausend Vorstellungen schossen mir durch den Kopf. Ich wußte, dies ist ein lebendes Wesen; aber zugleich erinnerte ich mich: kein jäher rascher Schatten war aufgetaucht, der das Nahen eines Hai bekundet hätte. Dann trat es mir in's Bewußtsein: während der letzten Sekunden war es dunkler und düsterer um mich geworden, allein ich war zu eifrig bei der Arbeit, um darauf zu achten. In Sekundenschnelle schwirrten diese Gedanken vorüber. Ich warf mich herum, und nun sah ich es vor mir, etwas Grausenerregendes und Furchtbares. Es war ein unförmiger riesiger Kopf, dick und plump wie das Vordertheil eines Bootes. Und dann erkannte ich es deutlicher: es war wie ein großer Schnabel, gekrümmt wie der eines gewaltigen Papageis und darüber starrten große grünleuchtende Augen. Kalt und grausam waren sie auf mich gerichtet, und dann sah ich auch weite gespenstische Schatten im Wasser und erkannte ihren Ursprung, die gewaltigen langen Fangarme, die sich ausbreiteten, sich wanden, krümmten und sich mir entgegenreckten, gleich den knorrigen Aesten tropischer Bäume. Zwei, drei, Sekunden starrten wir uns an. Ich gab das Nothsignal. Dann aber war ich von den großen lederartigen Armen umklammert. Vor meinen Augen öffnete sich der schnabelförmige Schlund und legte sich um meinen Kupferhelm. Ich spürte, wie meine Rippen sich bogen, und mein Helm wurde in der ersten Umarmung eingedrückt. Mit einem verzweifelten Ruck bekam ich einen Arm frei. Noch behielt ich eine kurze Eisenbarre in der Hand; ich stieß, stieß noch einmal. Das Ungeheuer hielt eine Weile inne und wieder sah ich die großen grünen Augen starr auf mich gerichtet. Ein neuer Stoß von mir, dann packte einer der großen Fangarme die Barre und entriß sie meiner Hand. Ich war hilflos. Mit meinen gummigepolsterten Fäusten schlug ich um mich. Es war, als ob ich gegen einen ledergepolsterten Leib schlüge, und ich glaube nicht einmal, daß das Ungeheuer es spürte. Langsam näherte sich mir wieder dieser gräßliche Kopf. Das gab mir eine Chance. Ich ballte die Faust und mit aller Wucht schlug ich auf das große glimmende Auge und versuchte es zu zerschmettern. Aber auch hier diese elastische, lederartige Zähigkeit. Der Polyp schob meinen Arm beiseite, und wieder preßten sich die sieben, acht, neun Glieder des Thieres um meinen Körper, zogen sich zusammen, enger, immer enger, und ich spürte, wie meine Kraft erlahmte. In diesem Augenblick kam mein Gefährte mit Waffen und Messern in die Tiefe und mir zu Hilfe. Meine beiden Arme wurden durch ein einziges der großen Greifwerkzeuge des Polypen fest an den Körper gepreßt; ich sah noch, wie zwei der Fangarme an einem felsigen Riff des Meeresgrundes sich anklammerten, und dann spürte ich heftige Schläge, die durch meinen ganzen Körper gingen und die mich überzeugt haben, daß diese unterseeischen Polypen elektrische Schläge austheilen können. Der Kampf währte nahezu eine Stunde. Ich bekam etwas Freiheit, konnte Waffen ergreifen, und so nach und nach gelang es uns, den grausigen Feind zu bezwingen. Mit Messer und Speeren erwehrten wir uns der Fangarme, die von allen Seiten durch das dunkle Wasser sich uns entgegenwälzten, und schließlich gelang es uns, die Greifwerkzeuge zu verstümmeln und von dem Körper des Polypen loszulösen. Sie hatten eine Länge von etwa sechs Metern; unmittelbar am Rumpfe hatten sie einen Durchmesser von zwölf Zoll, der sich nach den Enden zu verjüngte. Mit dem Speere durchbohrten wir den Rumpf, und mit unsäglicher Mühe wurde er dann an die Oberfläche geschafft. Noch über sechs Stunden lang zeigte er Leben. Später haben wir unsern unterseeischen Feind nach London verkauft, wo er jetzt im British-Museum ausgestellt ist."

Ein harter Schädel.

Bauer (zum Freunde): „Die ganzen Finger hab' ich mir zerschlagen, als ich Dir Sonntag bei der Rauferei die Wasch'n 'geben hab', Seppl; an Deinen Kopf sollt'st auch schreiben „Vorsicht"!"

Deutlich.

Dame (zu einem lästigen Besucher): „Sie sind in unserem Hause jederzeit willkommen, und wir würden uns freuen, wenn Sie uns in zwei — drei Jahren wieder einmal besuchten!"

Verlockend.

Zechpreller (zum Wirth): „Was haben Sie davon, wenn Sie einen Schutzmann rufen und mich einsperren lassen? Geld habe ich doch nicht, um bezahlen zu können; wenn Sie hingegen nobel sind und mich laufen lassen, bleibe ich Ihr ständiger Gast."

Schwierige Berechnung.

„Denke dir, Vetter Edgar, dein Kamerad Schmettwitz hat mir gestern ewige Treue geschworen."

„Na, wenn er sie dir nur halb so lang hält, kannst du zufrieden sein!"